

sönlichkeit sichtbar, hier gleichsam in der Form von Selbstgesprächen dem Leser in fünf Kapiteln mitgeteilt, deren heuristische Funktion für das Celansche Werk und dessen Hermeneutik noch aufzuarbeiten ist, zumal Celan sich als Dichter unerreichbar zu halten wußte und eifersüchtig das Geheimnis der Werkstatt hütete. Es ist ein – auch sprachlich – schönes Buch des Abschieds, in dessen Zentrum Celans paradigmatisches Verhältnis zu Martin Heidegger steht, eine „hochgespannte und vielwertige Beziehung“ (66). Der Freiburger Philosoph bevorzugte aus Celans Werk – „Er steht am weitesten vorne und hält sich am meisten zurück. Ich kenne alles von ihm...“ – den Gedichtband „Mohn und Gedächtnis“ (1952) und lernte den Dichter auch persönlich kennen anlässlich einer Lesung in Freiburg am 24. Juli 1967. Die sich dabei bietende Gelegenheit zu einem Gruppenphoto lehnte allerdings Celan ab mit der Bemerkung, er wünsche nicht, „zusammen mit Heidegger photographiert zu werden“ (63). Doch wenig später „gab er zu verstehen, seine Einwände, zusammen mit Heidegger aufgenommen zu werden, seien entfallen“ (ebd.). Vom gleichen Widerspruch gezeichnet war Celans Besuch in Heideggers Todtnauberg-Hütte, den er nach anfänglichem Vorbehalt dennoch machte und wenig später in seinem Gedicht „Todtnauberg“ (am 1. August 1967 in Frankfurt geschrieben) festhielt und als bibliophilen Druck in 50 Exemplaren 1968 veröffentlichte. Diese Vorfälle mit Heidegger – wie auch die mit Hugo Friedrich und Gerhard Neumann – sind beispielhaft für die vielspältigen Widersprüche in Celans Persönlichkeit, die Gerhart Baumann taktvoll schildert, die schwierigen Beziehungen zu Celans Frau Gisèle und Sohn Eric keinesfalls aussparend. Offenbar wird so „ein Leben im Schatten der Schwermut“ (23), beherrscht von der Leidenschaft zur Sprache und geprägt vom Bewußtsein, er sei „ein jüdischer Dichter aus der Heimat der chassidischen Geschichten. Entwürfe kommender Erinnerungen, – so verstand er zuletzt sein Gedicht“ (136). Im April 1970 wählte Paul Celan den Freitod in der Seine.

E. J. Krzywón

ATABAY, CYRUS *Die Linien des Lebens*. 61 Gedichte in fünf Heften. Mit Original-Offsetlithographien von Winfried Gaul. Düsseldorf: Eremiten-Pressen 1986. 76 Doppelseiten. Kart., 29,80.

Seit dem Debüt von 1956 sind bereits zehn Gedichtbände von Cyrus Atabay erschienen, ausschließlich in deutscher Sprache, obwohl der 1929 in Teheran geborene Lyriker bis zur iranischen Revolution von 1978 abwechselnd in Europa und im Iran lebte. Nach Berliner (1937 bis 1945) und Züricher Schul- sowie Münchener Studienjahren lebt er seit 1983 wieder in München und ist Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, lyrisch vermittelnd zwischen Ost und West. Sein jüngster Lyrikband, ein sprachlich wie grafisch überaus gelungenes Buch, sammelt die titellosen Texte in thematisch strukturierten Zyklen, deren Überschriften den einzelnen Gedichten entnommen sind: „Etwas von der Sprache/der einander nahen Teile verstehen“ (1); „Wir sind nicht heute/was wir gestern waren“ (2); „Zeitlebens war deine Hauptbeschäftigung“ (3); „Mit den Augen Simurgs“ (4); „Vom Leichterem ins Schwerere“ (5) sowie „Huldigungen“ (6) und „Epilog“. Zwölf chassidische Strophen“ (7). Das auffälligste Merkmal dieser von keinem Interpunktionszeichen gestörten Lyrik ist die durchweg dialogische Struktur der Gedichte. Auch wenn das lyrische Du stimmlos bleibt, sich nie direkt zu Wort meldet, kein Gespräch aufnimmt, so ist es dennoch unentwegt anwesend in unzähligen Bildern: „Zwei Schiffe zwillingsgleich/nur die Rumpfe andersfarben/segeln traumgelenkt dahin.“ Betörende Bildhaftigkeit, gefügt aus Metaphern und Vergleichen, ist ein weiteres Merkmal von Atabays meditativer Gedankenlyrik, die zwischen aphoristischer Prägnanz und schillernder Vieldeutigkeit hin und her schwebt. Die ästhetisch schönsten Gedichte finden sich unter den „Huldigungen“ und im „Epilog“ der „Zwölf chassidischen Strophen“, vor allem aber unter den Liebesgedichten: „Die Liebe war's/der sie erlagen/ein Wort ist's/an dem sie zerbrechen.“ Was sich hier schwermütig ausspricht, ist die Melancholie der Zwischenheimat: „in jeder Fremde besessen/von jener Liebe/die das Heimweh heißt“.

E. J. Krzywón